

J r i s .

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.

Dienstag.

(1826. N^o 109.)

12. September.

Die rechte Farbe.

Zum Ritter Udo tritt hinein
Der junge Graf von Söllerslein;
Der schreit von frechem Dirnenraub,
Herr Udo zittert wie Espenlaub.

„Was siehst so bleich, du Räuberhund?
Will Farbe sehn zu dieser Stund,
Fort, kreideblaßes Angesicht!
Die weiße Farbe begehrt ich nicht.“

„Was willst für eine Farbe sehn? —
Mein Weib, das ist noch jung und schön,
Und sollt es wohl die blaue sehn,
Blau strahlt ihrer schmachtenden Augen Schein.“

„Was zitterst so du bleicher Hund?
Will Farbe sehn zu dieser Stund,
Du kreideweißes Angesicht,
Dein junges Weib begehrt ich nicht.“

„Was willst für eine Farbe sehn?
Nimm goldnen Becher hab' ich sehn,
Und sollt es wohl die gelbe sehn,
Nimm hin die goldenen Becher mein.“

„Heraus dein Schwert! du bleicher Hund,
Will Farbe sehn zu dieser Stund;
Du kreideweißes Angesicht,
Die goldenen Becher begehrt ich nicht.“

„Was willst für andere Farbe sehn?
Ich hab' ein schönes Ritterlehn,
Und sollt es wohl die grüne sehn,
Die Wälder und Wiesen, die seien dein.“

„Komm' an, komm' an, du Räuberhund!
Will rothe Farbe zu dieser Stund,
Die Schwester nicht kannst du mir ge-
ben zurück,
Drum zahlet dein Blut mein verlo-
renes Glück.“

Franz Sickingen.

Die Bedeutung der Ringe.

Ein Gespräch im Volksgarten*) zu Wien, zwi-
schen einem jungen Offizier und seiner vier
und zwanzigjährigen Tante, der er eben auf
der Promenade begegnet.

Neffe. Wie überrascht es mich, Sie, liebe
Tante! die ich noch in den schwarzen Schleiern der
Trauer eingehüllt glaubte, hier an diesem Orte
unvermuthet, und angethan mit den bunten Far-
ben der Freude zu treffen.

Tante. Sind ja doch, mon cher Neveu! schon
sechs Wochen verblieben, seitdem Ihr Onkel, mein
dritter Gemal, das Zeitliche segnete. Der Schmerz
versiegte allmählig, Scherz und Frohsinn, Heiter-
keit und Laune behaupten wieder ihre siegende Ge-
walt, und mein für Lust und Freude geschaffenes
Ich folgt willig ihrer duftenden Rosenspur.

Neffe. Wer könnte eine solche Resignation
nicht billigen! Zumal an einer Tante, die so schön
ist wie Aphrodite, als sie mit dem Liebesgotte
liebäugelte, wie Diana, als sie mit Adonis
schmolte, und wie Hebe, als sie Jupitern
den Becher voll des süßesten Nektars kredenzte.

Tante. Sehen Sie noch, um vom Olymp
herabzusteigen, hinzu: und wie Ninon von Len-
clos, als ihr Neffe, ein junger, hübscher und
geistreicher Offizier ihr die artigsten Schmeicheleien
sagte, um — —

Neffe. (Sie unterbrechend). Um auf den
Schnee ihrer zarten Hand das Roth übertragen
zu können, das sie auf seine Wangen trieb. (Die
vielen Ringe auf ihrer Hand erblickend die er küßte.)
Aber wie können Sie, schöne Tante! mit dieser

*) Ein erst kürzlich eröffneter Belustigungsort, an der
täglichlichen Burg.

Anzahl von Ringen, die doch weiter nichts als Spielzeug sind, diese wunderlieblichen Fingerchen verunstalten?

Tante. Spielzeug! O Sie Unwissender! Was ist die Schalkhaftigkeit einer Spitzenbonnet, was die Anmuth eines sinnreich ausgenähten Sack-tuches, was die Koketterie der Schleifen, was sind die Geheimnisse im Faltenwurfe eines echten Shawls, gegen die inhaltvolle Bedeutung der Ringe?

Neffe. Sie sehen mich in Erstaunen, Tante!

Tante. Ja, sinnreicher sage ich Ihnen sind die Ringe, als selbst der wohlgeordnetste Selam des Orients, den der verliebteste Emir seiner Geliebten reichen kann.

Neffe. Ich begreife nicht.

Tante. Weil sie in den Mysterien der magischen Ringe ein wahrer Ignorant sind. Hören Sie mir einmal zu. Dieser Selam nämlich, verstimmt inßgemein entweder Schmerz oder Lust, Liebe oder Sehnsucht, und bezieht sich, der Armut seiner Zeichen wegen, fast immer nur auf ein Gefühl, auf eine Situation, während die Ringe ihrer Reihenfolge nach die ganze Lebensgeschichte des Individuums enthalten, von dem sie getragen werden, und nicht selten die Hauptlebenmomente derjenigen bezeichnen, die mit ihm mehr oder weniger in interessanter Berührung standen.

Neffe. Ich vermag Sie nur halb zu verstehen.

Tante. Ich will Ihnen das anschaulich machen, indem ich Ihnen das Tagebuch meiner Ringe öffne; zwar beginnt schon die schöne Welt sich zu versammeln, und fordert meine Gegenwart, allein die Erweiterung Ihrer Kenntnisse ist mir, als Ihrer Verwandten, Pflicht, die jede andere Rücksicht verdrängt. Hören Sie mir nur hübsch artig und aufmerksam zu. Diese beiden in einander geschlagenen goldenen Hände hier an meinem Zeigefinger, bedeuten Wahrheit, Freundschaft und Aufrichtigkeit. Ich erhielt sie von einer Jugendfreundin, die — ach zu früh! — aus Gram über eine Lüge starb, die ihr ihren Liebhaber, einen jungen Cavallerieoffizier kostete, der nachher mein Mann geworden ist. Friede ihrer Asche! Diese große Schlange von Platina mit dem stralenden Juwel auf dem Haupte, verstimmt die Klugheit. Meine Mutter steckte sie mir an meinem fünfzehnten Geburtstage als Mahnungszeichen an dem Zeigefinger, daß Klugheit mich

durch das Leben geleiten solle. Leider hatte sie volle Ursache, sie mir eindringlichst zu empfehlen, indem die Vernachlässigung derselben ihr das sorgenfreie Leben kostete, das sie an der Seite meines Vaters führte. Der gute Mann stand in dem Wahne, daß an der Dauer der Eheringe sich gegenseitige Liebe und Treue knüpfen; als er sie daher eines Tages an der Hand meiner Mutter vermißte, und zufällig an den Fingern seines Schwalters, eines jungen Advokaten wiederfand, trennte er sich von ihr, und versetzte sie, die bisher im Ueberfluß und Ueppigkeit lebte, dadurch in eine sehr mißliche Lage.

Neffe. Ihre Eheringe, schöne Tante! hatten Sie wohl besser im Auge, als Sie ihren zweiten Mann, den reichen Armeelieferanten ehlichten?

Tante. Nicht spitzig junger Herr! Schweigen Sie und unterbrechen Sie mich nicht, soll ich anders die Vorlesung fortsetzen: Dieser Ring mit den seltsam gewundenen Schleifen heißt ein gordischer Knoten. Er bedeutet Unzertrennlichkeit, zum Theil auch die labyrinthischen Verkettungen der Liebe. Ich erhielt ihn von einem jungen wiener Kaufmann, als er eine Geschäftsreise nach Leipzig antrat. Der treuherzige Ritter wollte sich nachher, als er zurückkam, nicht zufrieden geben, als er mich bereits mit Hymen verplempert sah.

Neffe. Und Sie fanden kein Ausgleichungsmittel ihn zu beschwichtigen?

Tante. (Lächelnd.) Eine Gewissensfrage. Sollte die sympathetische Kraft des Schlangenringes, der die Klugheit bedeutet, spurlos an mir vorüber gegangen seyn?

Neffe. Sie wirkt noch jetzt, und zwar als schlagender Beweis meiner voreiligen Frage.

Tante. Dieser emailirte Ring mit den bunten farbigen Vierecken heißt ein schottischer. Ich empfing ihn von einem Tanzmeister, einem jungen lebenswürdigen Pariser, der in der Blüte seiner Jahre mit einem glänzenden Ekossais aus der Welt hüpfte. Sage, er war ein Tanz — hero — und du hast Alles gesagt.

Neffe. Unübertrefflich!

Tante. Dieser Reif von magnetischen Eisen schützt mich gegen Kopfschmerz.

(Beschluß folgt.)

A p h o r i s m e n
Über Literatur unserer Tage.
 (Von Alf.)

Die deutsche Nation die originellste aller neuern Nationen, aus der Kopernikus und Kepler (der viel größer als Newton (!) ist,) Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Mozart und Goethe geboren wurden, Geister, die künftige Jahrhunderte anstauen werden, ist zugleich die bescheidenste, die jegliches fremde Verdienst freudig anerkennt, und die geistigen Schätze der andern Nationen eifrig in sein Eigenthum zu verwandeln strebt. Aber eben diese Eigenschaft bewährt den Adel der deutschen Nation. Ich kann es mir nicht versagen, hier eine Stelle aus der von mir hier schon angezeigten Schrift von C. H. Weiße: „Ueber das Studium des Homer“ anzuführen. „Die Anlage zur Universalität verträgt sich auf keine Weise mit einer strengen Beschränkung des Volkslebens auf den Umkreis des Vaterlandes und des Stammes; vielmehr sehen wir eben die edelsten Völker Fremdes und Fernes am heftigsten und lebendigsten begehren, und an eine geistige Herrlichkeit dann am innigsten sich anschließen, wenn sie ihnen von fernher aufgeht. Allseitige Empfänglichkeit, die oft selbst als Nachahmungstrieb sich äußert, ist darum die erfreulichste Eigenschaft eines jugendlichen Volkes; selbstthätig Fremdes sich aneignend und es umgestaltend, nicht todt und willenlos den Händen des Bildners sich hingebend, sehen wir Nationen zu dem Gipfel menschlicher Bildung aufstreben; und wie für die germanischen Völker, so ist es auch der schönste Ruhm für die Urväter der Hellenen, nicht eigenständig innerhalb ihrer Stämme und Völkerschaften sich abgeschlossen, sondern stets mit Liebe und verständiger Wahl das Vorzüglichste aufgenommen zu haben, was sie sich gegenseitig, und was der benachbarte Orient ihnen darbot.“

In unserer Zeit beginnt nun das Studium der griechischen und römischen und aller neueren Literaturen bei der deutschen Nation die höchste Bedeutung und Vollendung dadurch zu erreichen, daß der Geist aller Zeiten und hiemit auch der Geist der Kunst- und philosophischen Werke, die in ihnen entstanden, echt philosophisch erfaßt und diese Werke als Denkmale betrachtet werden, die der Weltgeist bei seinem Durchzug durch die

Weltgeschichte zurückgelassen und mit einer Schrift bezeichnet hat, die nur dem bewaffneten und scharf betrachtenden und sondernden Auge vollkommen verständlich ist. Soviel auch andere Völker schaffen und wirken mögen, von der deutschen Nation im Verhältniß zu den andern Nationen kann man sagen, was Rückert vom Denker überhaupt sagt:

Er in seiner Stirne
 Trägt des Volkes Gehirne.

Wie verstehen z. B. die Engländer ihren Shakespeare und wie die Deutschen? Ist er nicht vielmehr ein geistiges Eigenthum dieser als jener? Sein höheres Verständniß müssen die Engländer von den Deutschen holen und lernen, höchstens das Materielle an ihm, das Stoffartige, z. B. den Wiß, der auf den Verhältnissen des englischen Lebens beruht, und überhaupt alles, was auf Commerz, Schifffahrt u. s. w. Bezug hat, möchte ein Engländer besser verstehen, oder eigentlich fühlen. So ist seit einiger Zeit auch das Studium von Dante dem größten Dichter Italiens, in Deutschland rascher geworden. Das tiefste über ihn hat Hegel gesagt; zwei Uebersetzungen, die von Kannengießer und die höchst treffliche von Streckfuß, der schon die Hölle und das Fegfeuer geliefert hat, erleichtern sein Verständniß, eine Rezension von dem trefflichen Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts C. F. Schloffer (geh. Hohnheim Hofrath u. Professor in Heidelberg) über die *vila nuova* des Dante, übersetzt von Deynhaußen (Leipz. 1824.) und die Uebersetzung der Hölle von Streckfuß, in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur von 1824 läßt uns einen richtigen Blick in die Geschichte von Dante's Zeit thun, was zum Verständniß eines jeden Dichters nach Goethes Ausspruch nothwendig ist:

Wer den Dichter will verstehen,
 Muß in Dichters Lande gehen;

und gibt eine gute Uebersicht des Ganzen. Noch weitläufiger beschäftigt sich Abel in dem vor Kurzem erschienenen Werke: Beiträge zum Studium des Dante, Berlin 1826 mit diesem großen Dichter. Und so können also auch die Italiener das Verständniß ihres größten Dichters, der jetzt seine Auferstehung feiert, von den Deutschen lernen.

(Beschluß folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Wesß, 10. September 1826.

Die eben vergangene Woche war reich an Gästen in unserer Bühnenvelt. Kaum verschwand der Eine so trat uns auch ein Neuer entgegen. Es steht freilich zu befürchten, daß ein immerwährender Wechsel zuletzt doch auch alltäglich wird; um er aber durch solche tüchtige Individuen, deren wir einige der verfloffenen Woche hatten, bewerkstelligt wird, wo nicht die Neugier, sondern auch die Kunstgier befriedigt wird, dann er wohl schon seine Anziehungskraft länger behaupten. Wir den hier unsere vier Gäste, der Reihe ihres Auftretens nach, Aufzählung passiren.

1. Hr. Böhle, königl. bayerischer Hof- und Kammerfänger zu München, sang den Licinius in der „Vestalin“ zur ersten Aufführung, und präsentirte sich uns gleich als einen fertigen Künstler, begab mit einer jenem wohlklingenden, herrlich ausgedehnten Stimme, deren größte Kraft, Geschmeidigkeit u. Biegsamkeit, wenn ihm auch die hohen Töne nicht fehlen, sich in tiefen und Mittelstönen, besonders auspricht. Einer tüchtigsten Schule verdankt seine Methode ihren Ursprung, und scheint die Schönheitsregeln des neuesten italienischen Gesanges verstanden, weshalb er anfangs nicht so sehr auf die Menge einwirken wollte, desto sicherer ward ihm die Zustimmung des musikalisch gebildeten Theils der Zuhörer. Er führte die schwierigsten Stellen mit ungezwungener Leichtigkeit durch. Seine Intonation ist rein, sein Vortrag echt declamatorisch, Alles ganz dem Gegenstand der Darstellung anpassend, welche letztere bei ihm noch von vieler Reintöne zeigt. Der Licinius ist übrigens auch ein Spielpart, der viele Seelenmarkerei erfordert, und Hr. Böhle hat sich darin als ein gewandter Schauspieler bewährt. Das Publikum nahm ihn sehr günstig auf. Unsere schätzenswerthe Dem. Roser gab die Julia, und es ist sehr erfreulich sie solche Fortschritte im Gesange und im Spiel machen zu sehen; wir gewahrten sie noch nie so vortreflich als heute, und können uns versichern, daß sie — mit gleichem Eifer fortgefahren — bald einen ausgezeichneten Rang unter den deutschen Sängern innehaben dürfte. Sie scheint an ihrem Vater, dem Hrn. Kammermeister Roser, einen vortreflichen Unterrichter gefunden zu haben. — Sie theilte übrigens den stürmischen Beifall mit ihrem Gaste. — Hr. Fischer sang und spielte den Cinna sehr obenwürthig und erhielt besonders in dem Duett des ersten Actes allgemeinen Applaus. — Der Alce. Schwelger, als Obervestalin, hat die fernere Ausbildung ihres Gesanges zur Nebenache werden zu sehn. — Die zweite Gastrolle des Hrn. Böhle war er im „Freisäug“ wo ihm noch allgemeinere Anerkennung Theil wurde.

2. Hr. Franke, vom brunner Theater, gab den Carl Ruf eine Gastrolle. Welcher innere Schauspieler tritt nicht gerne im Ruf auf. Das ist so ein Rollen, das so leicht dem Aktor beim Auftreten jedes Herz entgegenfliegen macht. Hr. Franke hat alle Vortheile, die dieser Charakter bietet, gehörig und mit Einnicht zu benutzen, und so sich den Beifall um so mehr zu sichern, wozu ihm auch sein nicht gewöhnliches Schauspieler-Talent zu Hilfe kam. Er hat ein gutes Organ und ein lautes,

freies Spiel. — Jedoch ist seine Individualität zum Juren Chavantsy, den er zur zweiten Gastrolle gab, nicht ganz geeignet. 3. Hr. Rehore, vom prager Theater, gab den Meister Martin den Küfer als Gast. Hr. Hölzel ist uns in dieser Rolle unvergänglich. Hr. Melchior, der sie später gab scheiterte darin, und wenn auch Hr. Rehore uns in einigen Momenten einen denkenden und verständigen Schauspieler errathen ließ, so konnte er doch nicht das Andenken an Hrn. Hölzel vertilgen. Wir konnten uns aber aus seiner Leistung überzeugen, daß er in andern Rollen, die nicht so sehr von Vielklingen des Publikums abhängen würden, gewiß mehr ansprechen wird. Er hat viele vortheilhafte Eigenschaften, und seine Figur scheint ihm zu dergleichen Rollen vorzüglich zu bestimmen.

4. Mad. Brede, königliche württembergische Hofschauspielerin, begann ihre Gastrolle mit der Sophie in Raupachs „Fürsten Chavantsy.“ Ein glänzender Ruf ist dieser Künstlerin vorausgegangen und sie entsprach ihm in vieler Hinsicht schon in dieser ersten Rolle. Mit äußerster Präzision, ohne die Schranken des Herkömmlichen auf der Bühne, und eben so wenig die Grenzen der Wahrheit zu überschreiten, führte sie diesen schwer darzustellenden Charakter durch, und ließ Natur und Kunst sich schmeichelnd die Hände bieten. Ihre Vorzüge bestehn in einem erregenden Spiel, in einer seltenen kunstgerechten Deklamation, in welcher sie, weit entfernt zu übertreiben, allmählich auf die Zuschauer wirkt: in einer imponanten, sich vortheilhaft ausnehmenden Theaterart, die aber vielleicht nicht zu jeder Rolle zu verwenden wäre; endlich malerische, ganz nach den Regeln des Anstandes gebildete Attitüden. Hingegen scheint sie mit einem nicht gar eraltigen Organ zu kämpfen, ein Fehler der in unserm großen Theater um so bemerkbarer wird, und wenn sie gleich die Rolle der Sophie beinahe ganz richtig aufsaß, — einzelne Momente waren besonders gelungen, — so schien es uns doch hier und da, daß sie, von dem Zauber der Diction überwältigt, sich etwas in der Mimik verlor und die zwar schon vorgetragenen Worte nicht mit der individuellen erforderlichen Gestalt in harmonischen Einklang setzte. Doch dergleichen Fälle ereigneten sich selten, und wir würden sie bei einer minder bedeutenden Schauspielerin kaum bemerkt haben. Wir können daher die Gastspiele der Mad. Brede für eines der erfreulichsten Ereignisse auf unserer Bühne halten, und wir sehen mit Vergnügen ihren ferneren Leistungen entgegen. Ausgehenden Beifall erntete sie in vollem Maße.

Flüchtige Notizen.

(Journalauszüge und Privatmittheilungen.)

Berlin. Vom Reich v. Eichendorf erschien eine Novelle, betitelt: „Aus dem Leben eines Taugenichts.“ Ein Rezensent im Gesellschaftler sagt darüber: „Ich bin in meinem Leben mit unterschiedlichen Taugenichtsen zusammengetroffen, habe aber bisher noch keinen gefunden, der in der That, bei einer so echten Taugenichterei, doch so viel taugte.“ In der Wahrheit, eine nichtstaugende Phrase kann unmöglich etwas taugen!

London. Missis Godwin schrieb ein Buch: „Von den Rechten der Frauen und der Ungerechtigkeit der Männer.“ Sie will darin beweisen, daß die Frauen sich zu den meisten bis jetzt von Männern verwalteten Stellen eben so gut und noch besser eignen: am besten aber, meinte sie, taugten sie zu Advokaten, denn in der Kunst der Uebersetzung, die notwendigste dieser Leute, haben es die Weiber am weitesten gebracht. — Die alte Missis scheint nicht zu bedenken, daß die Damen nicht nur überreden, sondern sich auch verreden kennen. Daß aber Weiber zur Schriftstellerei am wenigsten geeignet seien, hat sie durch ihr Buch am besten ausgesprochen. Probatum est!

Strasburg. In der Bibliothéque allemande, kommt ein Auffas über deutsche Journale vor. Darin heißt es, daß die Abendzeitung ohne Zweifel das verbreitetste und geschmackvollste unter den periodischen Blättern Deutschlands ist. Ferner werden darin der Gesellschaftler und der Welter sehr gelobt; hingegen müssen sich das leipziger Konversationsblatt und das Werauerblatt einen strengen Tadel gefallen lassen. Meteorologen mögen beurtheilen, welcher der Wind kommt.